

Feldweg: Die Spur ins Ungedachte

Feldweg: Die Spur ins Ungedachte

Marginalien

„Das Eigene zum Anderen“

Ein epikureischer Schlag

**Autobiographische Darlegung eines
kirchenmusikalischen Weges im theologischen
Philosophikum**

Detlev Reinke–Martin

für

Staatsunabhängige Theologische Hochschule Basel

Ungedachtes ungeahntes Schreiben zur Dissertation

Prof. Dr. Harald Seubert

**Ordentlicher Professor für Philosophie, Religions- und
Missionswissenschaft**

Nürnberg 14.03. 2020



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2020
ISBN 978-3-95948-500-5

für
meinen Mann und *Lebens – Gärtner* in Liebe

Olaf

für die Idemität

und

Jemeinige Charakterstärke

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort - Harald Seubert 9

Gartenrede - Detlev Reinke-Martin 17



A/ Die nicht substantiierte Phase 30

1. Orgelmusik – Eine Mäeutik der Einladungen 30
 - 1.1 Urantriebe und Zeugen 29
 - 1.1.1 Schlagbeobachtung bei Johann Sebastian Bach 33
 - 1.1.2 Schlagbeobachtung bei Roman Bissinger 36
 2. Der Schlag: `Ens entis´ – Wesenheit? – eine Suche? 39
 - 2.1 Der Schlag: Kurzgedanken der eigenen Matrix 40
 - 2.2. Eschatologische Verortung und epikureische Lust. 44
 - 2.3. Epikureische Lust: der Κῆπιος 49
3. Erfahrungsmuster in den Jahren – Zwischen Feldern auf dem Feldweg 53
 - 3.1 Retro mit Heideggers 55
 - „Der Lehrer trifft den Türmer“ – Die Blaumatrize
 - 3.1.1 Der Turm und sein Bild 55
 - 3.1.2 Die Blaumatrize 62
 - 3.2. Stationen des eigenen Wirkens: chronologisch – in Auswahl 66
 - 3.2.1 Zweites Initial: die Orgeln der Epiphaniaskirche und Kreuzkirche Nürnberg 66

3.2.2	Der eigene Orgelbau: eine Klärung und Abgrenzung zu Albert Schweitzers Orgelästhetik	74
3.3.	Die lebensgeschichtlich begleitenden Orgeln in Verbindung Kirchenmusikalischer Aufführungen	80
3.3.1	Die Orgel der Osterkirche Nürnberg – Worzeldorf	80
3.3.2	Die Orgel der Thomaskirche Nürnberg – Großreuth	87



B/ Die individualisierte Phase		91
4.	Die Orgel der Boxdorfer Kirche, Nürnberg	91
5.	Johann Sebastian Bachs Choral BWV 639 `Ich ruf zu dir', Herr Jesu Christ' im Blick von Heideggers `Angst und Sorge	101
5.1	Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann? – Ictus trepidantis aspectus Angst und Tod als explizites Selbstwissen	119
5.2.	Bachs Bibliothek als Hermeneutik seines spirituellen Selbstwissens	135
5.3	Deutliches Innehalten und Imitatio violistica: eine Gottesgewissheit	144
5.4	Ungestörtheit des Selbst in seiner Gottesgewissheit – innere Verbindung mit dem Erkenntnisgegenstand	176
6.	Der bewegte Mann bewegt - Ein Flow	199
6.1	Identität und Überich: Eine Orgeldefinition	207



C/ Die jemeinige Phase	226
7. Auseinandersetzung mit Harald Seuberts Musikalität in ästhetischer Spur: Poios trifft auf Zygomacheos und einen Esel	226
8. Coda: Der Gast auf dem Feldweg des ungeahnten ungedachten Theater	263
Literatur	275
Anhang	297
Nachwort – Hamid Reza Yousefi	306

Geleitwort

Harald Seubert

I.

Das hier vorgelegte Buch, Grundlage einer späten hochverdienten Promotion, sprengt die Gattungsgrenzen des akademischen Diskurses, nicht, weil es zu wenig von ihnen wüsste, sondern weil es in Quer- und Vertikalverbindungen das Denken in Bewegung setzt, flüssig macht und verwandelt: in eine kreativ-inspiratorische musikalische und selbst liturgische Dynamik.

Dieses Buch beschreibt immer auch zwischen den Zielen, hoch reflektiert, den biographischen Weg eines hochbegabten und gebildeten Musikers, Theologen und Religionspädagogen, der wurde, was er ist, und der auf dem Weg auch erst lernte, wer er war. Er versinkt dabei niemals in biographischen Einzelheiten oder gar Larmoyanz, ein schlechtes Je-Meiniges, das man auch für sich behalten könnte, sondern synthetisiert die eigene Biographie, mit ihren Höhenflügen und Ausbremsungen, zu einer exemplarischen gelebten Phänomenologie.

Dadurch verifiziert sich die alteuropäische Einsicht, dass Musik die „eigentlich metaphysische Tätigkeit“ sei, die Theologie und Philosophie am nächsten steht, weil sie eben nicht „etwas Vorhandenes“ abbildet, sondern in die Transzendenz des reinen Klangs schwingt, der mit den Pythagoreern und Vorsokratikern zunächst ein überweltlicher Sphärenklang ist und erst sekundär seinen Ort in der Raum-Zeit und den Gesetzen von Klang und Akkord findet.

Wenn man Detlev Reinke-Martin je hat Orgel spielen hören, wird deutlich, dass hier jemand den Klang

verleiblicht, der selbstverständlich alle Standards of Art beherrscht, dessen Ästhetik aber weit darüber hinausgeht: „con amore“; der wenig spektakulären Instrumenten aus der Barockzeit oder dem frühen 19. Jahrhundert ihr Zukunftspotential ablauscht und sie wenn es sein muss aus dem Status der Wracks zu Königinnen einer wahrhaft königlichen Musik inthronisiert. So wird der Organist auch zum Orgelbauer und zum Retter der Klangkörper, der dem Alten Neues, Ungehörtes und bislang Unhörbares entlockt. Reinke-Martin weiß, dass die mittlere Klangart des Manuale und des Lebens sich nur einstellt, wenn man die Extreme bespielt, den äußersten Jubel und den tiefen Schmerz.

Jean Paul beschrieb einst die Orgelperspektive als eine Mischung aus Overview, einer Art göttlicher Sicht auf die Dinge der Welt, dem Über- und Einblick in das kirchliche Leben und seine Schwächen und Inszenierungen und einer „Läuseperspektive“ von unten, der nichts entgeht, und die deshalb die Kenose, die Menschwerdung in der reinen Endlichkeit abbilden und zum Klang werden lassen kann. Respektvoll gegenüber dem Ewigen, respektlos frei gegenüber den Zwängen von selbsternannten Verwaltern.

Wenn der Organist sich in dieser Weise versteht, dann wird er zum eigentlichen, zum philosophischen Theologen, der in der universellen grandiosen Sprache der Musik eine Predigt nicht nur contrafasziert, sondern die eigentliche Predigt hält, die sich von den immer zeitbedingten, an bestimmten Lehrinhalten oder Ideologien haftenden, bzw. ihnen verfallenen Worten befreit, in einen Aufschwung, dessen das Wort allein nicht fähig wäre. Die Kirche des Wortes, als die sich die evangelische ja verstand, ist deshalb (erst recht in einer Zeit, in der es mit dem

Wort hapert und oft genug das Schlagwort dominiert) in besonderer Weise auf diesen ingeniösen Klang angewiesen ist, den wie kein zweiter Johann Sebastian Bach realisiert hat.

II.

Auf Bach laufen die musikalischen Etüden des vorliegenden Bandes wie in einer logisch stringenten Fluchtlinie zu. Es sind unerwartete Variationen des Bachschen Oeuvres, auf die Reinke-Martin in besonderer Weise achtsam ist. Dabei lässt er Bach als strengen Dionysiker erkennen. Man spürt hier den Schüler des unvergessenen, dionysischen Bach-Interpreten Karl Richter heraus, der sich aber selbst jederzeit einen fast perfektionistischen Habitus anlegte, ohne doch in Fesseln zu gehen und die Orgelmusik zur Magd der Theologie zu erniedrigen. Die Einzelheiten kann man bei Reinke-Martin nachlesen. Auf zwei achsiale Bedeutungen ist hinzuweisen: (1) Reinke-Martin geht, ausgehend von Bachs Bearbeitung des Chorals „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ“ - BWV 639 der Bewegung von der Verengung und tiefen Desperatio in eine atmende, kosmisch universelle Weite nach; wobei diese Weite sich selbst noch einmal verdichtet und gleichsam Wohnung nimmt- in dem weiten Zelt einer, bildlich gesprochen, Geborgenheit, die vor allem anderen Freiheit schenkt. So sind „die lieben Engelein“ gemeint, die die Seele im Diesseits schützen sollen, um sie auch im Jenseits in Abrahams Schoss zu tragen: Ein Stück, das Reinke-Martin mit nicht enden wollender Variationsfähigkeit intoniert.

(2) Reinke-Martin verbindet die Bachschen Metriken und Rhythmen mit einer Phänomenologie des Schlages, der zugleich eine Kulturen übergreifende Bedeutung annimmt. Durch den Katsu-Schlag etwa

konfrontiert der japanische Zenmeister seinen Schüler mit dessen eigenen Wissen des Nicht-Wissens, als der höchsten Stufe der Betrachtung, zu der der andere gelangen kann, wenn er weiß und vielleicht sogar mehr zu wissen beginnt als sein Lehrer je wissen konnte: Nämlich das eigene Nicht-Wissen. Davon zeugt der Zen-Buddhismus ebenso wie der Platonismus. Und ein Werner Heisenberg lehrte seinen verzweifelten SchülerInnen, dass sie dann, wenn sie am weitesten entfernt zu sein meinten, am nächsten an der Erkenntnis seien. Im Schlagwerk runden sich nicht die Akkorde zur Synthese. Sie werden aber aus einem höchsten Blickpunkt synästhetisch wahrnehmbar, schmeckend, sehend, schauend.

Für Reinke-Martin ist nicht zufällig nicht Mozart dieser höchste Punkt, wie der Basler reformierte Theologe Karl Barth meinte: sondern der in schlichter Wort Gottes-Frömmigkeit am Offenbarungstext haftende und zugleich in die spekulative musikalische Weite ausschweifende Johann Sebastian Bach: Der überkonfessionelle Weltmusiker Katexochen.

III.

Das philosophisch begriffliche Pendant zu Bach konstituiert kein Bachscher Zeitgenosse, sondern ein Denker von bleibendem, gleichwohl umstrittenem Weltrang, der aus ganz anderem Zeithorizont auf Bach antwortet: Eben Martin Heidegger. Bemerkenswert ist dabei, dass Heidegger gerade kein Musikphilosoph im disziplinären Sinne ist. Doch in dem von Heidegger eröffneten Denkraum, der sich zunehmend den kurzen Synkopen der Vorplatoniker und der ebenso strengen wie freien Fügung der

frühgriechischen Dichtung (Pindar) öffnete und sein Wesentliches in deren Sprache fügte,- findet Reinke-Martin einen eigenen Rhythm of blues and joy, eine musikalische Hermetik und Hermeneutik des Gesamtraums der Welt, wie Nietzsche es genannt hätte.

Es ist die Grundfigur der Aletheia, einer Wahrheit, die aus der Verborgenheit erst entborgen werden muss, die Lichtung aus der Verbergung ist, die Reinke-Martin anzieht und die er sich kongenial anverwandelt, bei aller „Metabasis“ in ein anderes Genus. Denn auch die musikalische Evidenz ist nicht in korrekten logischen Proportionen aussagbar. Sie nähert sich einer monolithischen zugleich im Innersten bewegten Grundstruktur des „Es ist“, es mag strittig sein. Doch insofern es ist, ist es gut. Heidegger verfolgte in einem ganzen langen Denkleben letztlich die eine Grundfrage nach dem Sinn von Sein. Sie kann sich auf die Erfahrung des Göttlichen öffnen. Doch sie reicht weiter. Sie ist nicht in peniblen Untersuchungen erst zu erklären, sie konfrontiert mit dem Äußersten, Letzten und Ersten, unmittelbar, jäh. Nichts könnte von einer biedereren „Einübung“, einer Art Schwimmkurs für Nichtschwimmer weiter entfernt sein als dieser Zugriff. Reinke-Martin mag seine Schüler und Leser*innen überfordern: however, das tat Bach auch. Hier ist die Affinität zwischen Reinke-Martin und Heidegger unmittelbar greifbar, in einer Affinität zwischen Sinnlichkeit und höchster musikalischer Sublimierung. Die Einzelheiten kann man im vorliegenden Buch nachlesen. Die Verdichtung sagt so hermetisch wie evident Hölderlin in seiner Sequenz ‚Socrates und Alcibiades‘: „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste“.

Damit wird ein Resonanzraum besonderen Ausmaßes skizziert. Denn Heidegger ist für den Kirchenmusiker

zunächst einmal ein Anderer. Er betonte lebenslang die Trennung, die zwischen jüdisch-christlichem Offenbarungsglauben und dem insistenten Denken besteht, das ihm selbst vorschwebte. Alle Adaptionenversuche, wie sie etwa Rudolf Bultmann oder Ernst Fuchs vornahmen, überholte und konterkarierte Heidegger bis in die Aussage hinein, Theologie und Philosophie seien, aus der Sicht des gläubigen Theologen, Todfeinde. Sie lebten jedenfalls auf verschiedenen Sternen.

IV.

Damit ist in etwa gesagt, was Leserin oder Leser hier zu erwarten haben: keine gängige akademische Fleißarbeit zum Titelerwerb, auch keine historische oder musikologische Expertenleistung (solche werden kundig rezipiert), sondern die inspirierte, die das Strittige nicht scheuende Leistung eines freien Geistes.

Dass die Monographie damit zu den seltenen und edlen Tieren in der heutigen Landschaft gehört, ist meine feste Überzeugung. Es ist ein zunehmender Konformitätsdruck in Wissenschaft, Kirche und Gesellschaft, der mit oder ohne erkennbaren Gewinn zu einer schleichenden Nivellierung führt. Damit benenne ich eine Signatur der Zeit, die längst nicht mehr ganz neu ist, sondern mit der „longue durée“, einer Dauerhaftigkeit die letzten Jahrzehnte erfasst. Sie wird aber flächendeckend und erlaubt kaum Exkurse oder Ausreißer mehr. In der Verdunkelung des Pandemiejahres 2020, das ein Beethoven- und Hegeljahr hätte werden sollen erst recht. Umso essentieller und existentieller werden diese Ausreißer. Eben hier ist Reinke-Martins Arbeit zu verorten.

Wenn bedeutende Denker der Gegenwart von Ambiguitätstoleranz sprechen (Th. Bauer), von

Resonanzen, die es zu schaffen gilt, damit die Wissenskulturen wieder fluide und flüssig werden (H. Rosa) oder von den Korrespondenzen als ermäßigter Form einer „Coincidentia oppositorum“ (R. Knodt und N. Bolz), so nähert sich Reinke-Martin diesem Fluidum auf seine Weise an. Er ist also wie alle freien Geister auch frei von allen Moden, denen die Kirchen dienen und doch die Parrhesia des Jesus von Nazareth nicht erreichen, und trifft doch aufs Genaueste das, was an der Zeit ist. Mit dem agnostischen Juden Hermann Kesten bringen seine Musik und Reflexion zur Darstellung, dass die einzig mögliche Gotteslästerung in dem Gedanken besteht, man könne Gott lästern.

V.

In einem ihrer schönsten und späten Gedichte ‚Böhmen am Meer‘ schreibt die unvergessliche Ingeborg Bachmann von den „Komödien, die zum Weinen sind und die uns Lachen machen“. So wie Detlev Reinke-Martin musiziert und schreibt, kann dies nur, wer beides kennt, vielleicht nicht immer wohltemperiert erfuhr und der gerade deshalb zu der extremen Mittellage des „wohltemperierten Klaviers“ eine so intime Beziehung aufbaute.

Von Schmerz und Unrecht, das einem Leben angetan wird, das an sich und andere höchste Ansprüche stellt, des Glücks und der Kunst, ist hier nicht zu sprechen. Zwischen den Zeilen deutet es sich im vorliegenden Text an und wird in der Heiterkeit des Esels-Lachens produktiv. Dass das Lied aus dem tiefen Leid hervorgeht, war indessen eine Grundlehre der romantischen Musikästhetik. Es spiegelt sich auch hier: aufgehellt in einem „irdischen Vergnügen in Gott“.

Auch Ingeborg Bachmanns großes Gedicht mündet am Ende in eine tiefe Gelassenheit: „Von Grund auf weiß ich jetzt und ich bin unverloren“. Musik und Reflexion von Detlev Reinke-Martin spiegeln nicht mehr, aber auch nicht weniger wider.

Gartenrede

Detlev Reinke-Martin

Herrlich – in einen Garten eingeladen zu werden.

Ich erinnere mich, wie wir als Kinder fast jeden Sommer bis in unsere Jugendzeit im Garten der Großeltern im geliebten Westfälischen verbrachten.

Die Großeltern holten uns mit dem Zug jedes Jahr ab.

Und die Reise hinaus aus dem Fränkischen ließ den Garten und den mit Spannung ersehnten Eintritt durch das Gartentor zur inneren Freiheit werden. Eine Fahrt hin zur Stätte des Glücks, des Lebens und seiner Lust. Ein Rückzug hin zum Einzug in das Leben.

Die antike Philosophie erkennt in solchem Rückzug eine `Idiotie`. Wie schön und lebensfroh diese Idiotie sein kann, erfuhr ich viele herrliche Jahre meines Lebens lang in diesem Garten voller Obstbäume, Gemüse- und Blumenbeete.

Epikur weiß um diese herrliche `Idiotie` antiker Philosophenschule. Der Rückzug in den Garten des Lebens und Lust, wie ihn Epikur auch pflegte, bedeutete für ihn einen Rückzug zum eigentlichen Glück des Lebens. Zwar entpolisierte er eigentlich den Bürger nicht mit diesem Rückzug, aber nahm weise aus unendlicher polemisch aufgeladener Rede den Menschen heraus und zeigte ihm wie er mit dem Ziel über Genuss denkerischer wie leiblicher Lebensfreude zu einer `Selbstkultivierung` des eigenen Lebens und Handelns, des idemischen Tuns und jemeiniger Stärke gelangen kann.

Michael Foucault spricht von einer `culture de soi`.

Zwischen Gemüse- und Blumenbeeten, unter übervollen Kirsch-, Pflaumen-, Apfel- und Birnbäumen schien es wohl immer wieder auch in meinem Leben darum gegangen zu sein. Der Mensch, meinte Epikur, sei moralisch, spirituell in seiner Seele ebenso und hoffentlich auch intellektuell - wenn nicht sogar vonnöten - einer Kultivierung zugänglich, wie ein Garten einer organischen.

Die Reise, noch mit Dampflok angetrieben, zur `culture de soi`, die Reise des Eigenen zum Anderen – sie war eine herrliche Lust an Idiotie, ein `Abseitsbleiben-Können`, das die idemische Person und jemeinigen Charakter leben ließ.

Herrlich.

Der Großvater säte rechtzeitig Gemüsebeete mit Blumenkohl und Porree an, was ich alles so liebte und genussvoll in allen Varianten westfälischer Kochkunst der Großmutter im Sommer lustvoll verzehren durfte.

Epikur offerierte nicht einen Ziergarten. Vielmehr galt es darin zu leben, zu überleben. Der epikureische Lustgarten stellte sich als Gemüsegarten vor. Er garantierte Selbstversorgung.

Als Kinder waren wir an dieser Selbstversorgung beteiligt. Der Garten etwa so groß wie ein Fußballfeld, bot alles für das Lebensglück herrlicher Sommerzeit, was das Herz an Lebensfrohe und Lebensfreude suchte und begehrte.

Es war Großvater vorbehalten, das Gartentor zu öffnen, durch das wir ungeduldig, und bisweilen hüpfend eintraten. Alles wurde sogleich inspiziert. An

den duftenden Blumen gerochen und vorfreuend auf die prallen Obstbäume geschaut.

Zunächst galt es dann das kleine aus Klinkersteinen gebaute Gartenhaus mit seinem Plumps Klosett dahinter geheimnisvoll zu öffnen.

Großvater öffnete das Gartenhaus, er wusste, wo der versteckte Schlüssel lag.

Eine Ehre und vielleicht Belobigung erster Idemität, als ich selber das erste Mal die Gartenlaube öffnen durfte, vielmehr noch: Das Gartentor.

Die Nachmittage verbrachten wir unter dem riesigen Kirschbaum mit seinen übervollen Kirschfrüchten, seinem knorrigen Stamm, seinen Ästen und Gabelungen, mit seiner stattlichen Baumkrone, die sich wie ein Baldachin über etwa ein kleines Viertel des Gartens spannte.

Freche Amseln, die zu viele Kirschen anpickten, wurden schimpfend fröhlich verjagt. Sie schimpften zurück.

Natürlich durfte ich zuvor beim Bäcker und Konditor an der nahen Straßenecke gedeckten Apfelkuchen mit Schlagsahne holen. Großmutter brühte inzwischen den Kaffee auf.

Dafür schöpfte Großvater aus dem eigenen Gartenbrunnen von tief unten her frisches, kühles, reines Brunnenwasser. Streng und genau ging das vor sich. Die Holzbretter wurden sorgsam von der ebenerdigen Brunnenöffnung zur Seite geräumt und dann schöpfte Großvater mit einem langen Schöpfer das Wasser nach oben. Nur er durfte das.

Doch umso idemischer das Leben von uns Kindern hervortrat, er unsere Jemeinigkeit erspürte, umso mehr durften wir das, was differenzierte Persönlichkeit

auszeichnete: ein großväterlicher Ritterschlag, als ich endlich selbst das Brunnenwasser schöpfen durfte. Ein Gefühl festlicher Präludienklänge.

Herrlich.

Eine Gewissheit und Ahnung von Heil umwehte den westfälischen Lebensgarten.

Die Gottesgewissheit gesellte sich wie auf einer Schaukel gleichsam mitwippend dazu, wenn es darum, dass kein tot im Garten gefundener Vogel, Amseln und Spatzen oder anderes Kleingetier einfach so verscharrt wurden.

Nein, hier fürchtete niemand den schwarzen Mann.

Aus den Stielen welker Rotkohlblätter wurden Kreuze über das kleine Erdgrab des Getiers gelegt, ein Segen dazu gesprochen.

Frohes Leben wurde gelebt.

Der großelterliche Garten generierte die Fermate der Glaubensgewissheit. Von ihr und vom Garten aus konnte ich jemeinig in variiertes Bewegung auf Gott und das Göttliche bleiben.

Viele Menschen waren immer wieder im Garten zu gast.

Sie feierten das Leben mit. Ob Fremde oder Bekannte: gastlich empfangen wir sie mit den Gaben des Gartens.

Ihre Bedürfnisse wurden gestillt.

Die Unruhe ihrer alltäglichen Reizungen wurde gestillt. Freundschaft wurde gepflegt.

Heute sitze ich nun wieder in einem Garten.

Im herrlichen Rosengarten meines Ehemannes Olaf.

An die circa hundert englische Rosenstöcke zieren diesen Garten.

Menschen schauen herein: Staunen.

Suchen nach Düften und Erkenntnissen.

Schlag auf Schlag erblühen im Frühsommer herrlichste Rosenkompositionen.

Präsens capax futuri.

Ungekannte Bilder entstehen.

Gesuchte bleiben in der Ahnung.

Der Spaziergang durch diesen Rosengarten gleicht einem Weg wie über Blütenfelder.

Und die Blütenwindungen der Rosen gleichen einer Treppe, die zum ersehnten Bild weisen will.

Doch so wie die Rosenblüten herrlich erstrahlen, so nehmen sie den Weg des Verwelkens.

Ein Auf und Ab, ein Suchen des einzigen schönen Bildes, das diese Rosen selbst malen, indem sie selbst die Treppe der Ahnungen gehen, eine Spur ins Ungedachte bilden, um in neuer, noch nicht gekannter Herrlichkeit und Form zurück zu kehren.

Eingeladen sind Fremde und Bekannte in diesen Garten.

Freundschaften werden in diesem Garten gepflegt.

„Obenan unter den epikureischen Tugenden steht die Freundschaft. (...). Freundschaft ist ein Gut an sich – Epikur war der Ansicht, es sei wichtiger, jemanden zu haben, mit dem man gemeinsam essen kann, als etwas zu essen zu haben – und zugleich eine praktische Notwendigkeit. Freunde kommen einander in Zeiten der Not zur Hilfe. (...). Da Freunde ein Puffer gegen die unvorhersehbaren Wechselfälle des Lebens sind, tragen sie dazu bei, die relative Sicherheit zu garantieren, auf welche die *atarxia* zu ihrem Bestand angewiesen ist. (...). Darum muss der

Epikureer die Kunst der Freundschaft systematisch pflegen, als ob sie ein lebendiger Garten sei.“¹

In diesem Garten ist „Mit-*sein*.“²

In diesem Garten inspiriert das Gespräch neue Rosenstöcke zu setzen, Bilder des Lebens zu suchen. In diesem Garten steht die Kultivierung der Liebenswürdigkeit als eine oberste epikureische Tugend an.³ *Philia* und *Parrhesia* gesellen sich ihr zu, nicht als billige Effekte, sondern gleichsam wie lange Schöpfinstrumente, die frisches, reines Brunnenwasser zutage bringen, damit sich die Freundschaft in Liebenswürdigkeit stets daran laben kann.

Nicht zuletzt zeichnet die Dankbarkeit ihre Linien und Farben in das ersehnte Bild. Sie lässt Schmerzen und Verfallenheit, Verworfenensein vergessen.

Die Dankbarkeit schöpft die *culture de soi* aus dem tiefen Brunnen und wird Lebensgewächs im Garten für Fremde und Freunde, für Neuhinzukommende und Zögernde.

Ich darf sehr danken in Herzlichkeit, dass mich so *viele* mit Liebenswürdigkeit, mit echter Freundschaft und Ehrlichkeit in meinem Lebensgarten geduldig, einfühlsam wie aufmerksam begleitet haben.

¹ Robert Harrison, Gärten. Ein Versuch über das Wesen der Menschen. Aus dem Amerikanischen von Martin Pfeiffer, S. 114; München 2010; im gesamten Kontext werden zudem Gedanken nach Robert Harrison angelehnt und ohne direkte Zitierung aufgenommen.

² Seubert, Heidegger, S. 465

³ Nach Robert Harrison, S. 115